

Rother Baron:

Im Dschungel des Genders

Sprachkritische Essays



Seit einiger Zeit wird verstärkt versucht, mit einer gendergerechten Veränderung der Sprache die Wirklichkeitswahrnehmung und damit letztlich auch die Wirklichkeit zu verändern. Die Annahmen, auf denen dieses Vorhaben beruht, werden jedoch im Alltag kaum reflektiert. Mit den problematischen Auswirkungen dieses Versäumnisses beschäftigen sich die Essays in diesem Band.

Inhalt

Die Sprache – Abbild oder Erschafferin der Wirklichkeit?

<i>Ein Blick in die Philosophiegeschichte</i>	7
Platons Kratylus-Dialog	8
Der mittelalterliche Universalienstreit	8
Wilhelm von Humboldts Konzept der "inneren Sprachform"	9
Humboldt und Herder	10
Die Sapir-Whorf-Hypothese	10
Whorfs Studien zur Sprache der Hopi und der Inuit	11
Sprachlicher Relativismus vs. Determinismus	12
Der Käfig des deterministischen Denkens	12
Die dystopische Utopie des Genders	13
Literatur	14

Exklusive Inklusivität. Zur Kritik am gesprochenen Gender-Sternchen

Verstärkte Bemühungen um gendergerechte Sprache	17
Gender-Widersprüche	17
Gender-Gedenksekunde für Wikinger...innen?	19
Sprachlich integriert, sozial marginalisiert	20
Exklusive Wirkung des Gender-Sternchens	21
Von der sprachlichen Sensibilität zur sprachlichen Verzweiflung	22
Fazit	24

Politisch korrekt, sprachlich inkorrekt. Wie falsch verstandenes Gendern

<i>die Realität verzerrt</i>	26
Das Kreuz mit dem Sternchen	27
Beispiele für Realitätsverzerrung durch Gendern	28
<i>Irreführender Wechsel zwischen weiblichem und männlichem</i> <i>Geschlecht</i>	28

<i>Falsche Darstellung prozentualer Anteile</i>	29
<i>Ungenau Bezeichnung von Tätigkeiten</i>	29
<i>"Geflüchtete" sind nicht immer "Flüchtlinge"</i>	30
Phantasielose Kopfgeburten.....	32
Sprachliche Veränderungen als Surrogat für gesellschaftlichen Wandel	33
 Geschlechtergerechtigkeit als Zungenbrecher. <i>Wie die sprachlichen Gender-Dogmen die Genderdiskussion diskreditieren</i>	
Eine Umfrage – und ihre (fehlenden) Konsequenzen.....	35
Die Vergewaltigung der Sprache als Mittel gegen sprachliche Gewalt?	37
Überdeckung von Geschlechterrollenklischees.....	38
Organische und verordnete Veränderung: Windkraft und Genderakrobatik	39
Die Jahresendflügelfigur: Fallstricke verordneter Sprachvarianten.....	40
Gefesselte Sprache als Voraussetzung für freies Denken?	41
Diskurs? Nein danke!	41
 hZehn Argumente gegen das gesprochene Gendersternchen. <i>Eine Kritik der Unkritisierbaren</i>	
1. Das Gendersternchen bringt Frauen zum Verschwinden.	44
2. Das Gendersternchen verfestigt die implizit männliche Sicht auf biologische Prozesse.	44
3. Das Gendersternchen kaschiert die Kontinuität von Geschlechterrollenklischees.....	45
4. Das Gendersternchen bringt den Menschen zum Verschwinden.	45
5. Das Gendersternchen führt zu einer Genitalfixierung der Sprache.	46
6. Das Gendersternchen hebt eine Minderheit gegenüber anderen Minderheiten heraus.	47
7. Das Gendersternchen hat eine Verunklarung der Diskurse zur Folge.	47

8. Das Gendersternchen führt zu einer selektiven "linguistic correctness".	48
9. Das Gendersternchen hat die Qualität eines sprachlichen Putsches.	49
10. Das Gendersternchen hat eine sozial ausschließende Wirkung.....	49
Im Irrgarten der Geschlechter. <i>Über die biologistische Verzerrung des Gender-Konzepts</i>	51
Feminine Männer in den 1970er Jahren	52
Das Stummelzöpfchen oder Die Zähmung der femininen Anarchisten	53
Frauen-Power innerhalb des Patriarchats	54
Gemischte Bilanz der Emanzipationsbewegung.....	54
Die befreiende Kraft des Gender-Konzepts	55
Unreflektiertes Festhalten an Geschlechterrollenstereotypen	56
Determinierung vs. Kreatives Spiel mit der geschlechtlichen Identität	56
Kernthesen für eine politisch korrekte Sprache	57

Informationen über den Autor finden sich auf seinem Blog (rotherbaron.com) oder auf Wikipedia.

Cover-Bild: Im Dschungel des Genders (K.I.-generiert)

Vorwort

Wer heute nach einem längeren Auslandsaufenthalt nach Deutschland zurückkehrt, wird denken, dass die Deutschen von einer seltenen Sprachstörung befallen sind: der Genderolalie. Irgendwann hat irgendwer in irgendeiner Hinterstube beschlossen, dass fortan jede Personenbezeichnung strengstens genderpolizeilich überwacht zu werden hat.

Seitdem haben wir alle einen Knoten in der Zunge. Seitdem steht jedes Gespräch in der Gefahr, ins Stocken zu geraten, weil die Sprechenden Angst haben, sich einer sprachlichen Verfehlung schuldig zu machen. Seitdem sind all unsere Gespräche von einem grundsätzlichen Misstrauen unterlegt. Seitdem belauern wir uns gegenseitig in unseren Versuchen, die sprachlichen Klippen der neuen Neutrumssprache zu umschiffen.

Wer genau entschieden hat, dass jede Personenbezeichnung ab sofort zu einem Wortungetüm werden soll, das absolute Gendergerechtigkeit verheißt, ist unbekannt. Demokratisch legitimiert war die Entscheidung jedenfalls nicht. Oder habe ich den Allgemeinen Deutschen Sprachkonvent, auf dem wir alle zu einem offenen Diskurs und Entscheidungsprozess über die künftigen Konturen unserer Sprache eingeladen waren, nur verpasst?

Es gibt unzählige Argumente gegen diesen Generalangriff auf die deutsche Sprache. Das wichtigste ist vielleicht, dass die haarspalterische Art der Bezugnahme auf den Gender-Diskurs diesen am Ende selbst diskreditiert. Das wichtige und hochkomplexe Projekt einer Überwindung der alten Geschlechterrollen-Stereotypen auf die Korrektheit des sprachlichen Ausdrucks zu reduzieren, kann zudem eine Entlastung von gesellschaftlichem Handlungsdruck zur Folge haben und so das Gegenteil des Erhofften bewirken.

Für mich als jemanden, dessen wichtigstes Werkzeug die Sprache ist, ist das Entscheidende allerdings der Verlust an Spontaneität und Kreativität, den die Reglementierung der Sprache zur Folge hat. Es ist, als hätte die Bürokratie die Macht über die Sprache übernommen.

So empfinde ich die Eingriffe der Gender-Bürokratie in den alltäglichen sprachlichen Ausdruck als einen Angriff auf meine geistige Unversehrtheit. Und weil eine solche Grundrechtsverletzung ohne jeden demokratischen Diskurs oder gar Entscheidungsprozess erfolgt, lässt mich dies auch an der Lebendigkeit der Demokratie in unserem Land zweifeln.

Deshalb fasse ich an dieser Stelle meine Essays zu dem Themenkreis in einer PDF zusammen – als kleinen Wegweiser durch das Labyrinth der neuen Sprachverwirrung und als Argumentationshilfe für all jene, denen die apodiktisch daherkommenden Sprachnormen dasselbe Unbehagen bereiten wie mir.

Die Sprache – Abbild oder Erschafferin der Wirklichkeit?

Ein Blick in die Philosophiegeschichte

Die komplexen Wechselbeziehungen zwischen Sprache, Denken, Kultur, Natur und sozialer Realität werden schon seit der Antike in der Philosophie diskutiert. In der Praxis des Genderns findet dieser Diskurs jedoch kaum Berücksichtigung.



Wilhelm von Humboldt, Platon und Benjamin Lee Whorf bei einem sprachphilosophischen Diskurs (K.I.-generiert)

Platons Kratylos-Dialog

Der Zusammenhang zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit ist für die menschliche Existenz von zentraler Bedeutung. Folglich wird er auch schon sehr lange in der Philosophie diskutiert.

Ein frühes Beispiel dafür ist etwa Platons Kratylos-Dialog. Darin geht es um die Frage, ob die Begriffe, mit denen wir außerweltliche Dinge bezeichnen, eine wesensmäßige Beziehung zu diesen aufweisen – also gewissermaßen ihr Wesen widerspiegeln – oder ob sie auf einer willkürlichen Setzung beruhen.

Die Antwort auf diese Frage ist – wie so oft in den platonischen Dialogen – ein Kompromiss: Die Begriffe beruhen nicht auf reiner Willkür, bilden aber auch nicht unmittelbar das Wesen der Dinge ab. Stattdessen entstehen sie durch eine lebendige Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit.

Dies ist nicht so zu verstehen, dass die Begriffe von der Wirklichkeit determiniert sind – denn ansonsten wäre keine sprachliche Veränderung und Weiterentwicklung denkbar. Umgekehrt ist die Wirklichkeit aber auch nicht unmittelbar aus der Sprache ableitbar, sondern kann in ihrem Wesen nur durch eine direkte, wenn auch sprachlich vermittelte Vertiefung in sie erfahren werden.

Der mittelalterliche Universalienstreit

Auch der mittelalterliche Universalienstreit kreiste um das Verhältnis zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit.

Vertreter des "Realismus" schrieben dabei den Begriffen eine eigene Realität zu, analog zu den platonischen "Ideen", den unabhängig von den konkreten Dingen existierenden ewigen Wahrheiten.

Dagegen waren für den "Nominalismus" die Begriffe nur willkürlich gewählte sprachliche Hüllen, denen kein eigenes Wesen zukam.

Eine vermittelnde Position nahm der "Konzeptualismus" ein. Er lehnte sich zwar stärker an die platonische Ideenlehre an, sah in den entsprechenden zentralen Begriffen aber allein geistige Realitäten, die keine unmittelbare Verwurzelung in der außersprachlichen Wirklichkeit aufweisen.

Wilhelm von Humboldts Konzept der "inneren Sprachform"

Für die Neuzeit markieren Wilhelm von Humboldts Überlegungen im Zusammenhang mit Untersuchungen über die javanische Sprache eine wichtige sprachphilosophische Wegmarke. Die Auseinandersetzung mit der fremden Sprachwelt ließ ihn einen engen Zusammenhang zwischen Sprache und Wirklichkeitswahrnehmung postulieren.

Von zentraler Bedeutung ist dabei das Konzept der "inneren Sprachform". Dieses stellt Humboldt der "äußeren Sprachform" gegenüber, also der Gesamtheit der Laute und Lautkombinationen, die das Sprechen auf der rein physikalischen Ebene ausmachen. Erst die "innere Sprachform" gibt diesem Lautinventar einen Sinn und ermöglicht es, sich damit in bewusster und kreativer Weise auf die äußere Wirklichkeit zu beziehen.

Humboldt geht dabei davon aus, dass sich die "inneren Sprachformen" bei verschiedenen Völkern und Kulturen in Abhängigkeit von ihrem jeweiligen Lebensumfeld voneinander unterscheiden. Die diversen "inneren Sprachformen" stehen damit auch für unterschiedliche Weltansichten.

Humboldt und Herder

Humboldt steht mit seinen Überlegungen auch in der Tradition von Johann Gottfried Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Darin beschreibt dieser die Kulturen der verschiedenen Völker als Manifestationen unterschiedlicher Welterfahrung und Weltanschauung.

Auch Herder schrieb dabei der Sprache – als dem Kristallisationspunkt und Vermittlungsorgan dieses Prozesses – eine zentrale Bedeutung zu. Dies führte ihn auch zu einem besonderen Respekt gegenüber fremden Kulturen, da er in jeder von ihnen einen einzigartigen Spiegel der Wirklichkeit sah.

Die Sapir-Whorf-Hypothese

Ein Fixpunkt der sprachwissenschaftlichen Forschung im 20. Jahrhundert war die Sapir-Whorf-Hypothese. Der Begriff bindet schlagwortartig die Namen zweier bedeutender Sprachphilosophen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zusammen.

Edward Sapir entwickelte, im Anschluss an den Diskurs des 19. Jahrhunderts, die Ideen zum Zusammenhang von Sprache, Kultur und Wirklichkeitswahrnehmung weiter. Wie Humboldt und Herder war auch er von der Interdependenz zwischen den drei Aspekten menschlicher Existenz überzeugt. Auch er ging also von einer wechselseitigen Beeinflussung von Sprache, Denken und soziokultureller Realität aus und betonte demzufolge ebenfalls die unterschiedliche Repräsentanz der Wirklichkeit in den Sprachstrukturen einzelner Völker.

Im Anschluss an die Überlegungen Sapirs führte Benjamin Lee Whorf sprachvergleichende Studien durch. Da bei den Industriena-

tionen aufgrund vielfältiger interkultureller Beziehungen von einer starken gegenseitigen Beeinflussung der Sprachen auszugehen war, bezog er sich dafür auf indigene Völker mit einer weitgehend autarken Lebensweise.

Whorfs Studien zur Sprache der Hopi und der Inuit

Besondere Beachtung fanden die Thesen, die Whorf aus seinen Studien zur Sprache der in Arizona beheimateten Hopi und zu Inuit-Völkern entwickelte. Bei den Hopi sah er die Besonderheit der Sprache etwa darin, dass diese die Zeit auf eine ganz eigene, nicht-lineare Weise thematisiere. Als Folge hiervon konstatierte er eine völlig andere Wahrnehmung der Existenz, die er als unvereinbar mit dem gängigen "Zeitpfeil-Denken" in Bezug auf die Geschichte, aber auch mit der klaren Trennung von Raum und Zeit ansah.

Bei den Inuit hob Whorf insbesondere die Vielfalt des Wortfelds für "Schnee" hervor. Hier ging es ihm also speziell um die Prägung der Sprache durch das natürliche Umfeld, das eine genauere Wahrnehmung von etwas erfordere, das andernorts unter weniger differenzierten Sammelbegriffen zusammengefasst wird.

Im einen Fall stand demnach der Zusammenhang zwischen Sprache und Denkstrukturen im Vordergrund. Im anderen Fall ging es stärker um die wechselseitige Beeinflussung von Sprache und Kultur bzw. Natur.

Beide Aspekte gingen auch in einen zentralen Artikel ein, den Whorf 1942 unter der programmatischen Überschrift "Language, Mind and Reality" veröffentlichte. In abgewandelter Form (Language, Thought and Reality) wurde daraus der Titel für einen 1956 erschienenen Sammelband mit Arbeiten Whorfs, der 1963 auch in deut-

scher Sprache erschienen ist ("Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie").

Sprachlicher Relativismus vs. Determinismus

Die von der Sapir-Whorf-Hypothese angeregten Diskussionen wiesen in zwei unterschiedliche Richtungen. Im einen Fall wurde der sprachliche Relativismus betont, der sich unmittelbar aus Sapirs und Whorfs Forschungen ableiten lässt: Unterschiedliche Sprachen spiegeln die Wirklichkeit auf je eigene Weise wider, in Abhängigkeit vom kulturellen und natürlichen Umfeld der jeweiligen Menschen. Dies wirkt dann entsprechend auf die Wahrnehmung der Wirklichkeit zurück.

Bei diesen Schlussfolgerungen aus der Sapir-Whorf-Hypothese ist die Wirklichkeitswahrnehmung zwar sprachlich vorgeprägt, aber nicht bis ins Letzte vorherbestimmt. Wie die Sprache die Wirklichkeit formt, kann auch die Wirklichkeit auf die Sprache zurückwirken und sie verändern.

Demgegenüber führt die deterministische Deutung der Sapir-Whorf-Hypothese in letzter Konsequenz zu der Annahme, dass das Denken gewissermaßen im Käfig der Sprache gefangen ist. Die Wirklichkeit kann dann stets nur in den von der Sprache vorgegebenen Strukturen wahrgenommen werden.

Der Käfig des deterministischen Denkens

Der deterministische Denkansatz hat sich auch für die Forschung als eine Art Käfig erwiesen, aus dem nur schwer auszubrechen war. Ein Beispiel dafür ist die Kritik an Whorfs These von der Komplexität des Wortfeldes für "Schnee" bei den Inuit. Als sich herausstellte,

dass die sprachliche Vielfalt sich auf wenige Wortstämme zurückführen lässt, wurde den Inuit damit zugleich auch die Fähigkeit zu einer besonders differenzierten Wahrnehmung des Phänomens "Schnee" abgesprochen.

Diese Schlussfolgerung ist logisch, wenn man von der einseitigen Prägung des Denkens durch die Sprache ausgeht. Sie lässt jedoch außer Acht, dass es auch außersprachliche, bildliche Formen der Wahrnehmung geben kann, die sich von Fall zu Fall in passenden sprachlichen Ausdrücken manifestieren. Eben dies kann angesichts der fraglos hohen Bedeutung des Schnees für die Inuit der Fall sein.

Umgekehrt lässt sich mit dem deterministischen Denkansatz auch das Phänomen der Lehnwörter nicht erklären. Vielfach werden diese ja gerade deshalb aus einer fremden Sprache übernommen, weil man in der eigenen Sprache keine passenden Ausdrücke dafür hat. Dies bedeutet dann aber, dass die Vorstellung von dem, was der fremdsprachliche Begriff zum Ausdruck bringt, schon zuvor vorhanden gewesen sein muss – als nonverbales Konzept, für das es noch keine zufriedenstellende sprachliche Entsprechung gab.

Die dystopische Utopie des Genderns

Das "Gendern" beruht nun allerdings gerade auf der deterministischen Denktradition. Es geht davon aus, dass Denken, Wirklichkeitswahrnehmung und letztlich auch die Wirklichkeit selbst verändert werden können, indem die Sprache verändert wird. Die komplexen Wechselbeziehungen zwischen Sprache, Denken, Kultur, Gesellschaft und Wirklichkeitswahrnehmung werden dabei außer Acht gelassen.

Dies ist in doppelter Hinsicht problematisch. Zunächst kann es dazu führen, dass die Sprache die Wirklichkeit nicht mehr adäquat wider-

spiegelt – dass sie also eine fiktive Wirklichkeit abbildet, für die es in der sozialen Realität kein Äquivalent ergibt.

In engem Zusammenhang damit steht eine andere, noch problematischere mögliche Auswirkung. Die Vorwegnahme einer erwünschten gesellschaftlichen Entwicklung in der Welt der Sprache kann die Illusion erzeugen, dass diese Entwicklung schon abgeschlossen ist – obwohl sie de facto noch gar nicht eingetreten ist.

Das Ergebnis ist, dass der Druck in Richtung auf soziale Veränderungen abnimmt, anstatt verstärkt zu werden. Das sprachliche Utopia wirkt sich somit gerade für jene, denen es dienen soll, als soziales Dystopia aus. Es widerspricht ihren Interessen, wo es ihnen dienen will.

So ist das Gendern sowohl unter sprachtheoretischen Gesichtspunkten als auch in sozialer Hinsicht mit zahlreichen Problemen behaftet. Leider werden diese in der alltäglichen Praxis des Genderns kaum beachtet.

Literatur

Herder, Johann Gottfried: [Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit](#) (1784 – 1791). In: Herder, Werke in 10 Bänden, Band 6, herausgegeben von Martin Bollacher. Frankfurt am Main 1989: Deutscher Klassiker Verlag.

Humboldt, Wilhelm von: [Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts](#). Band 1 von Humboldts Studien über die Kawi-Sprache auf Java. Berlin 1836: Dümmler.

Kay, Paul: [What is the Sapir-Whorf-Hypothesis?](#) In: *American Anthropologist*, 86 (1984), 1, S. 65 – 79.

- Platon: Kratylus. In: Spätdialoge I, S. 321 – 415 (= Jubiläumsausgabe sämtlicher Werke, Bd. 5). Zürich und München 1974: Artemis (Übersetzung: Rudolf Rufener).
- Rijlaarsdam, Jetske C.: Platon über die Sprache. Ein Kommentar zum Kratylus. Utrecht 1978: Bohn, Scheltema & Holkema.
- Stegmüller, Wolfgang (Hg.): Das Universalien-Problem. Darmstadt 1978: Wissenschaftliche Buchgesellschaft [Sammelband mit zentralen Texten zum mittelalterlichen Universalienstreit].
- Whorf, Benjamin Lee: [Language, Mind, and Reality](#) (1942). In: *ETC. A Review of General Semantics* IX (1952), 3, S. 167 – 188.
- Ders.: Sprache, Denken, Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie (engl. 1956). Reinbek 1963: Rowohlt (Übersetzung: Peter Krausser).
- Wöhler, Hans-Ulrich (Hg.): Texte zum Universalienstreit. 2 Bände, Berlin 1992: Akademie Verlag.

Exklusive Inklusivität

Zur Kritik am gesprochenen Gender-Sternchen

Das gesprochene Gender-Sternchen soll durch die Überwindung des generischen Maskulinums das Ideal der Geschlechtergerechtigkeit sprachlich verankern. Ob dieses Ideal dadurch auch in der sozialen Realität befördert wird, ist allerdings fraglich.



Collage unter Verwendung eines Bildes von IrmaArt ("Penthouse"; Pixabay)

Verstärkte Bemühungen um eine gendergerechte Sprache

Kein Politiker – und erst recht keine Politikerin – würde es heute mehr wagen, von "dem Wähler" zu sprechen. Jede Ansprache an das Wahlvolk richtet sich ganz selbstverständlich an die hochgeschätzten "Wählerinnen und Wähler". "Der Wähler" ist fast schon eine ähnlich fossile Ausdrucksform wie "der Neger".

Seit einiger Zeit nehmen nun besonders geschlechtersensible Menschen einen Anlauf, die nächste Stufe der political correctness zu erklimmen: Sie integrieren das Gender-Sternchen in die gesprochene Sprache, indem sie zwischen männlicher Form und weiblichem Suffix eine kurze Atempause einlegen. Aus den verehrten Wählerinnen und Wählern werden so die Wähler...innen. Ziel ist es, damit auch jenen Menschen sprachlich gerecht zu werden, die sich keinem der beiden Geschlechter zuordnen.

Die erneute Aufwallung von gendergerechter Sprachkritik weist einige sehr weitreichende Implikationen auf. Diese gehen deutlich über den emanzipatorischen Verweis auf die Existenz des weiblichen Teils der Bevölkerung hinaus, wie er durch den Gebrauch von männlicher und weiblicher Form intendiert war. Hierzu ein paar Denkanstöße.

Gender-Widersprüche

Die Praxis, neben der männlichen auch die weibliche Form zu verwenden, folgt einem emanzipatorischen Impuls. Es soll verhindert werden, dass durch den ausschließlichen Gebrauch männlicher Bezeichnungen unhinterfragt ein männliches Weltbild und eine männliche Dominanz in der Gesellschaft sprachlich unterstützt werden.

Mit dem gesprochenen Gender-Sternchen erhalten wir nun allerdings eine andere Akzentuierung. Hierdurch wird der Gender-Gedanke sozusagen sprachlich festgeschrieben. Im Vordergrund steht nicht mehr die Emanzipation, sondern die Infragestellung der Geschlechterpolarität, also einer Aufteilung der Menschen auf zwei Geschlechterpole, denen jeweils auch bestimmte soziale Eigenschaftsbündel zugeschrieben werden können.

Damit treten mit dem Gender-Sternchen auch wieder die für die Gender-Diskussion allgemein charakteristischen Widersprüche in den Vordergrund. So dient der Gender-Diskurs Frauen einerseits dazu, fundamentale Unterschiede auf der Ebene von Verhalten und Gefühlen, die in der Vergangenheit aus dem Geschlecht abgeleitet worden sind, in Abrede zu stellen. Andererseits wird jedoch bei der Forderung nach Quoten-Regelungen Gleichberechtigung explizit unter Verweis auf das biologische Geschlecht eingefordert.

In einem Fall wird die Bedeutung des biologischen Geschlechts also heruntergespielt, im anderen Fall dezidiert betont. Dies führt zu Widersprüchen in der Argumentation, die auch und gerade für Frauen recht unangenehme Auswirkungen haben können.

So bedeutet Geschlechtergerechtigkeit etwa in der Medizin gerade, dass die unterschiedlichen biologischen Voraussetzungen von Männern und Frauen stärker berücksichtigt werden. Viele Krankheiten – wie beispielsweise Herzinfarkte – äußern sich bei Frauen ganz anders als bei Männern [1].

Die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern kleinzureden, kann hier also lebensbedrohliche Konsequenzen haben. Denn dies führt in diesem Fall nicht selten dazu, dass die implizite Orientierung am männlichen Körper beibehalten wird.

Auch bei der Forderung nach Quotenregelungen ist es nicht unbedingt hilfreich, Geschlechtsunterschiede herunterzuspielen. So ha-

ben mehrere Studien ergeben, dass Frauen in der Summe bessere Führungskräfte sind als Männer, da sie tendenziell einen stärker kooperativen Führungsstil pflegen [2].

Die Betonung spezifisch "weiblicher" Qualitäten kann hier also eine Trumpfkarte sein, mit der sich vollständige Emanzipation besser einlösen lässt. Und nicht nur das: Indem betont wird, dass Männer in diesem Bereich von Frauen lernen können, lassen sich mit der Emanzipation auch patriarchalische Verhaltens- und Herrschaftsmuster überwinden, die für den sozialen Zusammenhalt allgemein dysfunktional sind.

Gender-Gedenksekunde für Wikinger...innen?

Nun könnten die Fans einer gendergerechten Sprache an dieser Stelle einwenden: Was willst du eigentlich? Das Gender-Sternchen ist doch super inklusiv! Es umfasst doch alle Spielarten geschlechtlicher Existenzen, ebnet die Unterschiede also gerade *nicht* ein!

Von der Intention her mag das stimmen. Allerdings muss hier wohl zwischen Absichts- und Wirkungsebene unterschieden werden. Sprache hat ihre eigene Dynamik. Was Worte aussagen, deckt sich nicht immer mit dem, was die Sprechenden mit ihnen ausdrücken wollen.

Die Wirkung des gesprochenen Gender-Sternchens besteht nun aber darin, dass bei jeder geschlechtsbezogenen Bezeichnung quasi eine Gedenksekunde eingelegt wird für Menschen, die der Geschlechterpolarität kritisch gegenüberstehen oder sich selbst zwischen den beiden Geschlechtern einordnen. Dadurch wird auch bei Themen, die einen ganz anderen Schwerpunkt aufweisen, der Fokus auf Geschlechtersensibilität gelegt. Dies ist etwa der Fall, wenn

bei einem Bericht über Wilderei in Botswana von Wilder...innen geredet wird.

Wird auf diese Weise über historische Ereignisse geredet, so wird tendenziell sogar der Blick auf die Vergangenheit verfälscht. Denn wenn wir von Wikinger...innen und Hunn...innen sprechen, stülpen wir unseren heutigen Blick auf die Geschlechter unversehens einer fremden, ganz anders strukturierten Welt über.

Sprachlich integriert, sozial marginalisiert

Das gesprochene Gender-Sternchen soll Inklusion sprachlich einlösen. Dies wirft zwei grundsätzliche Fragen auf. Die erste ist: Ist die Sprache damit nicht überfordert? Lassen sich über die Sprache überhaupt gesellschaftliche Veränderungsprozesse anstoßen? Kann mit ihr wenigstens ein allmählicher Bewusstseinswandel bewirkt werden?

Ein Blick auf die Vergangenheit stimmt hier eher skeptisch. So wurde aus dem "Neger" erst der "Schwarze" und dann der "dunkelhäutige Mitbürger", ehe er sich – zumindest in den USA – in einen "Angehörigen der afroamerikanischen Minderheit" verwandelt hat.

Die Diskriminierungen, denen sich Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe ausgesetzt sehen, haben dadurch jedoch keineswegs abgenommen. Sonst bräuchten wir ja keine Black-lives-matter-Bewegung, und wir hätten auch keine Diskussionen über "racial profiling" und rassistisch motivierte Polizeigewalt.

Entscheidend ist also nicht die Wortwahl, sondern die Konnotation, die diese durch den Alltagsgebrauch erhält. Die Bezeichnung "Afroamerikaner" kann in ebenso pejorativer Weise verwendet werden wie der Begriff "Neger".

Und überhaupt: Klingt "Afroamerikaner" nicht fast schon wie "Afri Cola"? Suggestiert der Begriff nicht eine wie auch immer geartete Verbindung in den USA geborener und sozialisierter Menschen mit einem fremden Kontinent?

Ist der Begriff also nicht im Kern exklusiv? Enthält er nicht eine unterschwellige Assoziation zu einem Dasein als Sklave, so dass er implizit die sozial unterprivilegierte Stellung der betreffenden Menschen festschreibt?

Wie man sieht, lässt sich jeder Begriff mit dem nötigen haarspalterischen Interpretationswillen in ein potenziell diskriminierendes Unwort verwandeln. Solange wir die Begriffe neutral gebrauchen, sind sie auch nicht toxisch.

Sobald wir jedoch anfangen, sie mit ihrem diskriminierenden Potenzial zu assoziieren, entfaltet dieses auch die entsprechende Wirkung. Nicht auf die Sprache, sondern auf den Sprachgebrauch kommt es an, auf das, was wir mit den jeweiligen Begriffen verbinden.

Exklusive Wirkung des Gender-Sternchens

Die zweite fundamentale Frage, die sich aus dem Anspruch einer inklusiven Sprache ergibt, ist: Warum bezieht sich Inklusion dabei eigentlich immer nur auf das Geschlecht? Ist es nicht ebenso wichtig, auch in Bezug auf andere Aspekte der Persönlichkeit auf eine inklusive Ausrichtung der Sprache zu achten? Müssten wir also – statt von Student...innen – nicht korrekterweise von Student...innen verschiedener religiöser, politischer und sexueller Orientierung, körperlicher Konstitution, unterschiedlicher Herkunft sowie verschiedener Hautfarbe sprechen?

Im Grunde wäre aber selbst dies politisch inkorrekt, da das Gender-Sternchen ja gerade den Anspruch erhebt, alle Geschlechterformen sprachlich zum Ausdruck zu bringen. Vollständige sprachliche Gerechtigkeit ließe sich folglich nur dann einlösen, wenn wir alle möglichen religiösen Orientierungen, politischen Überzeugungen, sexuellen Orientierungen, Behinderungen, Herkunftsmöglichkeiten und Hautfarben jeweils explizit benennen würden.

Wäre es da nicht vielleicht doch einfacher, schlicht von "Studierenden" zu sprechen, weil das substantivierte Partizip Präsens ganz zwanglos eine inklusive, alle Gruppen einschließende Wirkung entfaltet?

Ungewollt entfaltet das gesprochene Gender-Sternchen so letztlich eine exklusive Wirkung. Es hebt eine gesellschaftliche Gruppe gegenüber anderen hervor, indem es für sie ein sprachliches Mahnmal schafft. Dies schwächt zugleich den Inklusionsgedanken, da der Anspruch einer gleichberechtigten Teilhabe aller Menschen an der Gesellschaft einseitig auf den Aspekt der geschlechtlichen Identität bezogen wird.

Von der sprachlichen Sensibilität zur sprachlichen Verzweiflung

Schon der Anspruch, durchgehend männliche und weibliche Formen zu verwenden, hielt für eine gewissenhafte Sprachakrobatik manche Fallstricke bereit. Einige konnten sich da im Eifer des Gefechts schon mal an die "lieben Mitgliederinnen und Mitglieder" wenden – was dann zu dem naheliegenden Kalauer führte, logischerweise müsste es "liebe Mit und Ohne Glieder" heißen.

Der ernste Kern des Kalauers: Es gibt nun einmal Bezeichnungen, die maskulin wirken, aber dennoch neutral sind (weiteres Beispiel: Schulträger). Wer hier den Keim der Sprachskepsis sät, landet

schnell bei einem allgemeinen Zweifel an der Eigenart (nicht nur) der deutschen Sprache, Substantive mit Artikeln zu versehen. In der Tat erhält das Weltbild ja eine andere Akzentuierung, wenn es nicht, wie im Deutschen, "die" Sonne und "der" Mond, sondern, wie etwa im Französischen, "le" soleil und "la" lune heißt, männlicher und weiblicher Artikel also genau andersherum verteilt sind.

Am schmerzlichsten muss es für diejenigen, die an ihrer Sprache zu zweifeln beginnen, wohl sein, dass wir immer noch von "dem" Menschen reden. Bei jenen, die die Implikationen dieser sprachlichen Praxis zu Ende denken, wird aus Zweifel Verzweiflung werden.

Denn ist hier in dem Artikel nicht geradezu die biblische Mythologie eingefroren? Trägt, wer "der" Mensch sagt, damit nicht ungewollt zur Verbreitung des Adamsmythos bei, der biblischen Bevorzugung des Mannes, aus dessen Rippe erst die Frau hervorgegangen ist, sozusagen als göttliche Nachgeburt?

Das Problem ist: Die Sprache lässt sich nun einmal nicht am Reißbrett neu entwerfen. Sie ist ein Spiegelbild einer Jahrhunderte wählenden geistigen Entwicklung, von ganz bestimmten Wirklichkeitsbildern und sozialen Verhältnissen.

Dies bedeutet nicht, dass die tradierten Bedeutungen der Worte in Stein gemeißelt sein müssen. Einzelne Bedeutungen können sich abschleifen oder im Lauf der Zeit ganz verblassen, während die Alltagspraxis die Worte in anderen Fällen nach und nach mit neuen Bedeutungen füllt.

Hierbei handelt es sich jedoch um einen langwierigen, nie ganz plan- oder vorhersehbaren Prozess. Wird der sprachliche Wandel stattdessen dekretiert, so besteht die Gefahr, dass es sich dabei um etwas Äußerliches handelt, das sich nicht mit unseren wahren Empfindungen und Gedanken deckt.

Dies kann dazu führen, dass sprachliche Veränderungen sogar das Gegenteil dessen bewirken, was mit ihnen bezweckt wird, indem die angestrebte soziale Veränderung nur sprachlich vorgetäuscht wird, anstatt wirklich in Gang gesetzt zu werden.

So sollten wir aufpassen, dass wir uns und unsere Sprache nicht überfordern. Sprachliche Sensibilität ist wichtig und hilfreich, um sich der in den Begriffen eingeschlossenen Geschichte unseres Geistes und seiner Entwicklungswege bewusst zu werden.

Wer es damit jedoch übertreibt, bekommt am Ende keinen Ton mehr heraus, weil er den Eindruck gewinnt, die Realität mit jedem Wort zu verfälschen oder ein Verbrechen an der mit keinem Begriff einzufangenden Daseinsfülle jedes einzelnen Menschen zu begehen.

Fazit

Folgende Punkte scheinen mir zum Abschluss besonders betonenswert:

1. Soziale Veränderungen lassen sich nicht sprachlich antizipieren oder gar "herbeireden". Beide Formen des Wandels müssen sich vielmehr organisch aus- und miteinander entwickeln.
2. Die Sprache gehört uns allen. Eingriffe in sie sind deshalb keine Angelegenheit für Redaktionsstuben oder die Hinterzimmer einzelner Verbände und Parteien. Vielmehr muss es hierfür einen breiten gesellschaftlichen Diskurs und Konsens geben.
3. Auf Inklusion abzielende sprachliche Projekte führen sich selbst ad absurdum, wenn sie exklusive Implikationen aufweisen. Wer einer umfassenden Geschlechtergerechtigkeit das Wort redet, sollte anderen daher grundsätzlich mit einem gewissen Vertrau-

ensvorschluss begegnen. Ein humaner Umgang miteinander ist auch dann denkbar, wenn einzelne Formulierungen nicht den strengen Anforderungen des Gender-Katechismus gerecht werden.

Nachweise

- [1] Vgl. Schriber, Heidi: [Geschlecht und Medizin](#). In: Managed Care 4 (2005), S. 39 f.: Buchbesprechung (PDF; Rezension zu: Rieder, Anita / Lohff, Brigitte Lohff (Hg.): Gender Medizin. Geschlechtsspezifische Aspekte für die klinische Praxis. Wien 2004: Springer); speziell zu den unterschiedlichen Symptomen bei Herzinfarkten vgl. Wolfrum, Christine: [Herzinfarkt: Was bei Frauen anders ist](#). Apotheken-Umschau, 22. März 2018.
- [2] Vgl. u.a. Martinsen, Øyvind Lund: [Personality for Leadership](#). Norwegian Business School, 20. März 2014. Frauen schnitten in der Studie in vier von fünf Kategorien zur Messung der Effektivität von Führungskräften besser ab als Männer. Dass ein höherer Frauenanteil im höheren Management damit auch für Unternehmen profitabel ist, wurde in einer anderen, global angelegten Studie belegt: vgl. Noland, Marcus / Moran, Tyler / Kotschwar, Barbara: [Is Gender Diversity Profitable?](#) Evidence from a Global Survey (PDF). Peterson Institute for International Economics, Working Paper Series, WP 16-3, Februar 2016.

Politisch korrekt, sprachlich inkorrekt

Wie falsch verstandenes Gendern die Realität verzerrt

Das Bemühen um eine gendergerechte Sprache hat eine Reihe sprachlicher Kopfgeburten zur Folge. Diese gehen allerdings nicht selten auf Kosten der sprachlichen Genauigkeit.



Robin Higgins: Bedeckter Mund (Pixabay)

Das Kreuz mit dem Sternchen

Die inflationär angestiegene Verwendung des Gendersternchens ist nicht unhinterfragt geblieben. So hat der Rat für Deutsche Rechtschreibung hierzu 2023 festgestellt:

"Diese Wortbinnenzeichen gehören nicht zum Kernbestand der deutschen Orthografie. (...) Ihre Setzung kann in verschiedenen Fällen zu grammatischen Folgeproblemen führen, die noch nicht geklärt sind." [1]

Zu Schwierigkeiten führt das Gendersternchen auch in der Schule. Hier hat es Verunsicherung bei Lernenden und Lehrenden zur Folge, die nicht mehr wissen, welche Schreibweise sie als korrekt ansehen sollen.

Gerade die geschriebene Sprache ist jedoch kaum von einem etwaigen Umdenken beim Gendern betroffen. Hier sind nach wie vor ganze Texte von Doppelpunkten, Unterstrichen und Sternchen zerschnitten.

Dies betrifft bei Weitem nicht nur amtliche Verlautbarungen, die ohnehin kaum jemand im Detail zur Kenntnis nimmt. Leider sind auch journalistische Beiträge noch immer von Genderzeichen aller Art durchschnitten. Hier ist die Verbeugung vor dem erhobenen Gender-Zeigefinger weit schwerer zu verkraften. Vielfach führt die Umlenkung aller Aufmerksamkeit auf die gendergerechte Sprache dazu, dass die Inhalte dahinter verschwinden.

In der gesprochenen Sprache wird zwar vermehrt auf alternative Formen gendergerechter Sprache ausgewichen. Teilweise entstehen dabei durchaus Varianten, die tragfähige Kompromisse darstellen. In manchen Fällen kommt es jedoch auch dazu, dass die political correctness auf Kosten der sprachlichen Genauigkeit durchgesetzt wird. Dazu gibt es im Folgenden ein paar Beispiele.

Beispiele für Realitätsverzerrung durch Gendern

Irreführender Wechsel zwischen weiblichem und männlichem Geschlecht

Der Wechsel zwischen weiblichem und männlichem Geschlecht bei Personenbezeichnungen erscheint gerecht, führt aber in der Praxis zu sprachlichen Ungenauigkeiten. Ein Beispiel dafür ist ein Satz wie: "In Deutschland fehlt es an Ärztinnen und Krankenpflegern."

Der Satz ist erkennbar von dem Bemühen geprägt, in Erinnerung zu rufen, dass medizinische Berufe von Angehörigen beider Geschlechter ausgeübt werden. Darüber hinaus möchte er der Vorstellung entgegenwirken, dass ärztliche Berufe eher von Männern und pflegerische Berufe eher von Frauen ausgeübt werden.

Das ehrenwerte Anliegen führt hier allerdings gleich in doppelter Hinsicht zu einer Verzerrung der Realität. Zum einen ist es nun einmal so, dass der Anteil weiblicher Pflegekräfte in Deutschland 2022 bei 82 Prozent lag [2] – hier die männliche Form zu wählen, führt also in die Irre. Zum anderen weckt der oben zitierte Satz aber auch die Vorstellung, dass bei ärztlichen Berufen speziell weibliches und bei pflegerischen Berufen speziell männliches Personal fehlt.

Dabei wäre die sprachliche Irrfahrt hier vollkommen unnötig. Anstatt auf einzelne Berufsgruppen hinzuweisen und sich dann um eine politisch korrekte Bezeichnung der die Tätigkeit Ausübenden zu bemühen, könnte man auch schlicht sagen: "In Deutschland fehlt es an medizinischem Personal." Dies wäre nicht nur politisch, sondern auch sprachlich und inhaltlich korrekt.

Falsche Darstellung prozentualer Anteile

Eine weitere Auswirkung des Bemühens um eine gendergerechte Sprache ist es, bei der Wiedergabe von Umfrageergebnissen neben der männlichen auch die weibliche Form zu nennen. Dies führt dann etwa zu Satzanfängen wie: "Jede und jeder Fünfte ist für/gegen ..."

Eine solche Aussage geht unter zwei Aspekten an der Realität vorbei. Zum einen wird bei vielen Umfragen keineswegs zwischen männlichen und weiblichen Befragten unterschieden. Zum anderen ist es jedoch – selbst wenn dies der Fall sein sollte – höchst unwahrscheinlich, dass die Umfrageergebnisse bei Männern und Frauen genau deckungsgleich sind.

So müssten bei der gewählten Ausdrucksweise also die Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Befragten konkret benannt werden. Sofern dies nicht nötig oder in den Umfrageergebnissen nicht abgebildet ist, empfiehlt es sich, sich einer neutralen Ausdrucksweise zu bedienen, also schlicht die Prozentzahlen zu nennen: "20 Prozent der Befragten sind für/gegen ..."

Ungenaue Bezeichnung von Tätigkeiten

Sehr beliebt ist in den Laboratorien für gendergerechte Sprache auch die Ersetzung herkömmlicher Berufs- und Beschäftigungsformen durch neue, aus dem Partizip Präsens abgeleitete Substantive.

In einigen Fällen ist es dabei bereits gelungen, neue Bezeichnungen zu entwickeln, von denen die alten Termini allmählich verdrängt werden. Das bekannteste Beispiel dafür ist vielleicht "Studierende".

Ein solcher Austausch von Tätigkeitsbezeichnungen ist jedoch erstens nicht von einem Tag auf den anderen möglich und kann zweitens ebenfalls zu verzerrten Darstellungen führen. Dies gilt etwa für

die immer häufiger zu hörende Umwandlung der Bezeichnung "Mitarbeiter" in "Mitarbeitende".

Hier ist zu bedenken, dass das Suffix "-er" im Deutschen eine bedeutungstragende Funktion hat. So ist der Begriff "Mitarbeiter/Mitarbeiterin" mit der Vorstellung einer ständigen, festen Mitarbeit und Anstellung in einem Betrieb verbunden. Das Suffix verweist in diesem Fall also auf den gewohnheitsmäßigen, vertraglich geregelten Aspekt der Tätigkeit.

Der Terminus "Mitarbeitende" lässt dagegen an Personen denken, die nur vorübergehend in einem Tätigkeitsbereich aushelfen bzw. sich ohne feste Bindung an den Betrieb an einer Aufgabe beteiligen. Der Begriff ist also in der Form, in der er verwendet wird, nicht nur irreführend. Wer – wie jene, die eine gendergerechte Sprache postulieren – an die Prägung des Denkens durch die Sprache glaubt, könnte in der sprachlichen Neuschöpfung sogar ein Einfallstor für die Unterminierung von Arbeitnehmerrechten sehen, da der Begriff den Gedanken der Austauschbarkeit von Arbeitskräften impliziert.

Auch in diesem Fall stellt sich wieder die Frage, warum die Sprache mit fragwürdigen Neologismen belastet werden soll, wenn es doch gute, geschlechtsneutrale Alternativen gibt. Eine solche wäre in diesem Fall etwa der gut etablierte und allseits akzeptierte Ausdruck "Beschäftigte".

"Geflüchtete" sind nicht immer "Flüchtlinge"

Auch der Begriff "Flüchtling" steht seit einiger Zeit auf dem Index. Hier sind die Vorbehalte nicht nur im Gender-Diskurs begründet, sondern wurzeln auch allgemein in dem Bedürfnis nach political correctness.

Kritisiert wird hier die Nachsilbe "-ling", der eine abschätzige Konnotation unterstellt wird. Dies ist allerdings nicht notwendigerweise der Fall – wie das Nebeneinander von "Liebling" und "Dummling" zeigt [3].

Vor allem aber verweist das Wort "Flüchtling" auf ein anderes Assoziationsfeld als das substantivierte Partizip Perfekt "Geflüchtete". Die unterschiedlichen Konnotationen werden deutlich an einem Satz wie: "Die Kinder haben sich vor der Standpauke der Eltern in ihr Zimmer geflüchtet."

Das Flüchten erscheint hier als temporäres Ausweichmanöver, als Versuch, sich einer unangenehmen Situation vorübergehend zu entziehen. Mit der Lebensrealität von Flüchtlingen hat dies herzlich wenig zu tun. Denn der Begriff impliziert ja gerade, dass aus dem kurzfristigen Flüchten ein Dauerzustand geworden ist, der die gesamte Lebenssituation der betreffenden Personen prägt.

So birgt der Begriff "Geflüchtete" die Gefahr in sich, die Bedrohungen, Entbehnungen und Diskriminierungen, unter denen Menschen auf der Flucht zu leiden haben, zu verharmlosen. Er kann damit gerade das Gegenteil dessen bewirken, was mit ihm intendiert ist.

Wer sich an der Nachsilbe "-ling" stört, sollte daher besser auf Termini ausweichen, die der prekären Lage des betreffenden Personenkreises eher gerecht werden. Mit Begriffen wie "Vertriebene" oder "Verfolgte" gibt es hier gute Alternativen. Sie bieten zudem den Vorteil, leichter sprachlich erweitert werden zu können ("politisch Verfolgte", "von religiösen Extremisten Vertriebene") und so zugleich auf die Fluchtursachen hinzuweisen.

Phantasielose Kopfgeburten

Die Bemühungen um eine gendergerechte Sprache sind demnach vielfach vor allem eines: phantasielos. Für diejenigen, die das generische Maskulinum als männliche Machtdemonstration empfinden, hält die Sprache zahlreiche Alternativen bereit. Sie lassen sich mit etwas Phantasie und Kreativität an die Stelle der beanstandeten Ausdrucksweisen setzen, ohne dass sich jemand daran stört.

Stattdessen wird das Streben nach einer gendergerechten Sprache oft mit dem Holzhammer in die bislang üblichen Begrifflichkeiten hineingezwungen. Entsprechend unnatürlich wirken die sprachlichen Kopfgeburten. In seinem ebenso apodiktischen wie bürokratisch-akribischen Anspruch auf Um- und Anverwandlung der bisherigen Ausdrucksformen wirkt der Gender-Diskurs in diesem Punkt zuweilen sogar fast schon inhuman.

So müffelt ein sprachliches Konstrukt wie "Syrier:innen" verdächtig nach Aktenzeichen und Formularen, in denen die betreffenden Menschen sprachlich korrekt, aber ohne Berücksichtigung ihrer Lebensrealität registriert werden. In der sozialen Wirklichkeit entspricht dem ein Schwanken zwischen gleichgültiger Duldung und kaltblütiger Abschiebung. Die Wendung "Menschen aus Syrien" lässt dagegen weit eher die konkreten Einzelschicksale und die Bereitschaft, sich auf diese einzulassen, durchschimmern.

Hinzu kommt, dass die Zerschneidung der Worte unter der Fahne der Gendergerechtigkeit sehbehinderten und blinden Menschen unnötig Schwierigkeiten bereitet. Auch hier entfaltet der inklusive Anspruch de facto eine exklusive Wirkung.

Sprachliche Veränderungen als Surrogat für gesellschaftlichen Wandel

Einmal mehr stellt sich die Frage, warum das durchaus unterstützenswerte Bemühen um eine gendergerechte Gesellschaft nicht zuerst an der Realität ansetzt; warum also nicht diese die Sprache, sondern Letztere die Wirklichkeit verändern soll.

Fakt ist jedenfalls, dass die soziale Realität in vielen Bereichen völlig unberührt ist von dem gendergerechten Umbau der Sprache. Noch immer reproduzieren die Bekleidungsindustrie oder auch Sendungen wie *Germany's Next Topmodel* ganz ungeniert Geschlechterrollenklischees. Statt alle Energie auf den vermeintlich gendergerechten Umbau der Sprache zu verwenden, erschiene es sinnvoller, sich hier für konkrete Veränderungen einzusetzen.

Dies hätte womöglich weit eher eine bewusstseinsverändernde Wirkung. Der Ausbruch aus dem Korsett der alten Geschlechterrollenstereotypen könnte so unmittelbar in seiner befreienden Kraft erlebt werden.

Auch Menschen, deren Schiffe auf der Flucht im Mittelmeer untergehen, haben wenig davon, wenn sie statt als "ertrunkene Flüchtlinge" als "ertrunkene Geflüchtete" bezeichnet werden. Was sie stattdessen brauchen, ist eine humanere Einwanderungspolitik.

So stellt sich, wenn sich alle Veränderungsbemühungen auf die Sprache konzentrieren, die Frage, ob wir es hier nicht mit einer Alibiveranstaltung zu tun haben. Wird die Sprache auf dem Altar von political correctness und Gendergerechtigkeit geopfert, weil der Mut zu echter sozialer Veränderung fehlt?

Die Hoffnung, dass sich auf diese Weise irgendwann auch die Realität ändert, grenzt jedenfalls an magisches Denken. Stattdessen werden durch die Vergewaltigung der Sprache auch jene vergrault,

die einer humanen, gendergerechten Transformation der Gesellschaft eigentlich positiv gegenüberstehen.

Nachweise

- [1] Zit. nach WDR: [Gendern: Keine neue Empfehlung vom Rat für Rechtschreibung](#); 14. Juli 2023).
- [2] Vgl. Radkte, Rainer: [Geschlechterverteilung unter Pflegekräften in Deutschland](#). Statista.com, 7. August 2023.
- [3] Ausführliches Essay zum Thema: [Achtung, Sprachpolizei! Wer "Flüchtling" sagt, ist ausländerfeindlich \(?\)](#); rotherbaron.com, 15. September 2022.

Geschlechtergerechtigkeit als Zungenbrecher

Wie die sprachlichen Gender-Dogmen die Genderdiskussion diskreditieren

Die Beharrung der öffentlich-rechtlichen Medien auf dem gesprochenen Gendersternchen nimmt immer dogmatischere Züge an. Dabei bleibt nicht nur der demokratische Diskurs auf der Strecke. Auch der Kampf für mehr Geschlechtergerechtigkeit und -sensibilität gerät so in Misskredit.



*Modifiziertes Standbild von Charlie Chaplin aus dem Film "Modern Times"
("Die Füttermaschine"; 1936)*

Eine Umfrage – und ihre (fehlenden) Konsequenzen

"Zwei Drittel der Deutschen lehnen eine gendergerechte Sprache ab." So vermeldet es der Deutschlandfunk am 29. Juli 2021 [1].

Zwei Drittel – das ist keine Kleinigkeit. Im Deutschen Bundestag hätte man damit – nur mal so als Beispiel – eine verfassungsändernde Mehrheit.

Wie, so habe ich mich gefragt, hätte ich wohl reagiert, wenn ich als Redakteur mit solchen Zahlen konfrontiert wäre?

Nun, es kommt natürlich ganz darauf an, wo ich Redakteur wäre. Als Redakteur bei Radio Gender Mainstreaming wären mir die Zahlen herzlich egal. Dann würde ich weiterhin alles daransetzen, das Streamen des Gendermainstreamings zu fördern.

Aber als Redakteur beim Deutschlandfunk? Da sähe die Sache schon anders aus. Schließlich ist der Deutschlandfunk schon seinem Namen nach ein Sender für *alle* Deutschen.

Das bedeutet natürlich nicht, dass ich plötzlich alle Bemühungen um Geschlechtergerechtigkeit hinter mir lassen würde. Die Art und Weise, wie mein Sender diese Bemühungen sprachlich umzusetzen versucht, würde ich jedoch gründlich auf den Prüfstand stellen.

Ich würde mir also Fragen stellen in der Art von: Könnte es sein, dass die Mehrzahl der Deutschen gar nicht allgemein gegen eine gendergerechte Sprache ist? Reagieren sie vielleicht nur dann mit Ablehnung, wenn die gendergerechte Sprache den natürlichen Sprachgewohnheiten – wie beim gesprochenen Gendersternchen – zu stark widerspricht?

Als Nächstes würde ich versuchen, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen. Ich würde Gesprächskreise ins Leben rufen, die für alle offen wären und deren Ergebnisse regelmäßig in entsprechenden

Sendungen zur Diskussion gestellt würden. Ich würde also die Arbeit an und mit der Sprache zu einer Sache aller machen – um am Ende zu einem Kompromiss zu gelangen, mit dem alle leben können.

Die Vergewaltigung der Sprache als Mittel gegen sprachliche Gewalt?

Schließlich reden wir hier ja nicht davon, dass zwei Drittel der Deutschen sich für eine Wiedereinführung völkischer Sprachweisen aussprechen würden. Bei der gendergerechten Sprache gibt es vielmehr eine Reihe von Fallstricken. Diese können dazu führen, dass selbst bei subjektiv guten Absichten Sprachformeln herauskommen, die dem angestrebten Ziel von mehr Geschlechtergerechtigkeit zuwiderlaufen. Ein wenig Selbstkritik würde damit sogar den Befürwortern einer gendergerechten Sprache zugutekommen.

Leider ist von einer breiten medialen Diskussion über die Wege zu einer gendergerechten Sprache jedoch nicht viel zu spüren. Eher ist das Gegenteil zu beobachten. Je lauter die Kritik an der akkurat gegenderten Sprache wird, desto ostentativer wird gerade in den öffentlich-rechtlichen Medien darauf beharrt.

Das Resultat ist eine Häufung von Berichten, in denen der eigentliche Inhalt in den Hintergrund tritt. Stattdessen konzentriert sich die Aufmerksamkeit ganz auf die Frage, wie der jeweilige Gender-Jongleur die Forderung nach einer geschlechtergerechten Sprache umsetzt und wo er an den Klippen der sprachlichen Realität scheitert.

Überdeckung von Geschlechterrollenklischees

Eines der wichtigsten gesellschaftlichen Projekte der vergangenen Jahrzehnte wird so auf das Niveau eines Zungenbrechers herabgewürdigt. Dadurch erscheint auch der Kampf um Geschlechtergerechtigkeit und um eine erhöhte Sensibilität gegenüber Geschlechterrollenklischees selbst auf einmal als etwas Krampfhaftes und Unnatürliches.

Dabei wäre gerade bei den Geschlechterrollenklischees ein genaueres Hinsehen angebracht – wie ein Blick auf die Mode zeigt. In den 1970er Jahren hatten wir mit Parka-Jacken, Jeans und weiten Hemden eine Unisex-Mode, die auf unverkrampfte Weise Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern signalisierte. Selbst die Mini-Röcke dienten diesem Zweck. Sie waren durchaus weiblich-sexy, betonten aber zugleich das Recht der Frau auf eine selbstbestimmte Sexualität.

Heute dagegen stehen in der Geschäftswelt Hosenanzüge für die Anpassung der Frau an die Männerwelt, während bei der Privatkleidung rosa, hellblau und pink ein Weibchen-Image kreieren, das zusätzlich durch Push-up-BHs und Girlie-Löckchen betont wird. Seinen krassesten Ausdruck findet dieses Geschlechterrollen-Rollback in *Germany's next Topmodel*, einer Sendung, die sich ganz der uniformen Anpassung der Frau an ein männlich bestimmtes Schönheitsideal verschrieben hat.

Mit anderen Worten: Sinnvoller als die zungenbrecherische Vergeewaltigung der deutschen Sprache im Dienste einer angeblichen Gendergerechtigkeit wäre die Bemühung um einen Abbau von Geschlechterrollenklischees in der wirklichen Welt. Wer sich auf Worte konzentriert, lässt dagegen zu, dass an die Stelle gesellschaftsverändernden Handelns kosmetische Korrekturen treten,

die den Fortbestand der tatsächlichen Schieflage in der Gleichberechtigung der Geschlechter überdecken. Die Motivation für echte Veränderungen wird so eher verringert.

Organische und verordnete Veränderung: Windkraft und Genderakrobatik

Diejenigen, die sich der Gender-Sprachakrobatik unterziehen, kümmern sich jedoch gar nicht um die problematischen Nebeneffekte ihres Wortgeklimpers. Auch dass ihre Sprache klingt wie die eines lebendigen Aktenordners, interessiert sie nicht. Ihr zentrales Argument ist: Die Sprache verändert sich ohnehin ständig. Was heute abnorm erscheint, wird schon in wenigen Jahren ganz normal sein.

Die Argumentationsweise ist damit fast deckungsgleich mit der, die bei der Propagierung der Windkraft zu beobachten ist. Auch hier heißt es: Menschen haben die Natur schon immer verändert. Also können wir sie heute auch mit einem Stahlbetongitter überziehen.

Der Hinweis auf die Veränderungen, denen Natur und Sprache seit jeher unterworfen sind, unterschlägt allerdings zwei entscheidende Fakten. Zunächst einmal ist die Tatsache, dass etwas schon immer so war, ja keineswegs ein Argument dafür, dass es bis in alle Ewigkeit so bleiben muss. Ansonsten könnten wir aus der Tatsache, dass Menschen schon immer Kriege geführt haben, ja auch ableiten, dass wir nach Herzenslust morden können.

Darüber hinaus ist es aber auch ein Unterschied, ob eine Veränderung von oben verfügt wird oder sich organisch entwickelt. In letzterem Fall ist es möglich, den Veränderungsprozess anzupassen und umzulenken, wenn problematische Konsequenzen zutage treten. Dies ist bei von oben verordneten Veränderungsprozessen weit weniger der Fall. Die Reihe von am Reißbrett geplanten Mega-Pro-

jekten, die zu unumkehrbaren Zerstörungen von Öko-Systemen geführt haben, legt davon ein beredtes Zeugnis ab.

Die Jahresendflügelfigur: Fallstricke verordneter Sprachvarianten

Auch im Falle der Sprache gilt: Natürlich verändert sie sich ständig. Diese Veränderungen vollziehen sich jedoch stets über die lebendige Sprachpraxis der Menschen, über ihren Austausch miteinander und über die sukzessive Integration neuer geistiger und technischer Entwicklungen in die alltägliche Sprache. Die Alltagssprache ist dabei wie ein Kleinkind, das neue Sprachformen ausprobiert und ganz allmählich zu den passenden Ausdrucksweisen gelangt.

Nichtsdestotrotz ist in der Vergangenheit immer wieder versucht worden, sprachliche Veränderungen auf dem Verordnungswege zu erzwingen. So landet man dann bei der "Jahresendflügelfigur", als Behördendeutsch für "Engel" in der DDR. Die Sprachvariante erscheint heute so lächerlich, dass fraglich erscheint, ob es sich dabei einmal um einen ernst gemeinten Vorschlag gehandelt hat [2].

Das aus heutiger Sicht Lachhafte an diesem Ausdruck ist die Tatsache, dass es sich dabei um eine typische Kopfgeburt handelt. Er steht damit in einer Reihe mit den Bemühungen der Sprachpuristen, die sich – angefangen mit der *Fruchtbringenden Gesellschaft* des 17. Jahrhunderts – nun schon seit bald vier Jahrhunderten um eine Reinhaltung der deutschen Sprache bemühen.

In beiden Fällen ist das Streben nach sprachlichen Anpassungen ideologisch motiviert. Im einen Fall geht es um eine atheistische Staatsdoktrin, im anderen Fall um das Ideal einer nationalen, ihre Wörter aus der eigenen Geschichte schöpfenden Sprache.

Gefesselte Sprache als Voraussetzung für freies Denken?

Dass die sprachlichen Neuschöpfungen nur selten Eingang in die deutsche Sprache gefunden haben, liegt freilich nicht nur an ihrer Alltagsferne. In der Regel rochen die Neologismen auch allzu aufdringlich nach Amtsstube. So stellt der Sprachwissenschaftler Horst Dieter Schlosser die ostdeutsche "Jahresendflügelfigur" auch auf eine Stufe mit der "Rauhfutter verzehrende[n] Großvieheinheit" westdeutscher Landwirtschaftsbehörden [3].

In eben dieser Tradition steht auch die neudeutsche Genderakrobatik. Auch ihr haftet der Muff der Bürokratie an, das realitätsferne Bemühen um die Zwangsanpassung der Sprache an bestimmte gedankliche Konstrukte. Wie bei der "Jahresendflügelfigur" soll mit den Mitteln der Sprache ein Denken durchgesetzt werden, das mit dem Alltag der meisten Menschen nichts zu tun hat.

Der Effekt ist das Gegenteil des Bezweckten: Die Fremdheit der auf dem Reißbrett entworfenen Begriffe lässt auch das dahinterstehende Denken realitätsfremd erscheinen. Dies diskreditiert folglich auch die damit verbundenen Ideale einer gerechteren Welt und eines humaneren Umgangs miteinander.

Diskurs? Nein danke!

Das Problem ist: Es ist kaum möglich, mit den Genderokraten ins Gespräch zu kommen. Ein offener Diskurs, der Vor- und Nachteile bestimmter Sprachvarianten gegeneinander abwägen würde, findet nicht statt. Stattdessen werden Gendersternchen, Gender-Doppelpunkt und -Unterstrich und ihre gesprochene Variante zu moralischen Symbolen verklärt, die als ebenso unverzichtbar gelten wie das Bekenntnis zum Recht auf körperliche Unversehrtheit. Die Ar-

gumentation folgt damit der Linie einer fundamentalistischen Unfehlbarkeitsdogmatik.

Bei mir persönlich führt das zu einem doppelten Gefühl der Entfremdung. Zunächst einmal habe ich das Gefühl, dass diejenigen, auf die ich für meine tägliche Informationsbeschaffung angewiesen bin, nicht mehr meine Sprache sprechen. Viel schwerer aber wiegt die Empfindung, zum Fremden im Haus der eigenen Sprache zu werden, indem andere sich anmaßen, dieses Haus nach eigenem Gutdünken umzubauen.

So stellt sich für mich die Frage: Wer hat ihnen eigentlich den Auftrag dazu erteilt? Wer gibt ihnen das Recht, derart in die geistige Unversehrtheit anderer einzugreifen? Wieso gelten 50,01 Prozent bei jeder normalen Abstimmung als Messlatte für das Recht auf bestimmte Handlungsoptionen, während im Fall der gendergerechten Umpolung der Sprache noch nicht einmal eine Zwei-Drittel-Mehrheit ausreicht, um dem Sprachpurismus einer Minderheit Einhalt zu gebieten?

Was zu der grundlegenden Frage führt: Was ist das eigentlich für eine Demokratie, in der ich nicht einmal darüber mitbestimmen darf, wie ich mich in bestimmten Bereichen sprachlich ausdrücken möchte?

Nachweise

- [1] Smiljanic, Mirko: [Streit ums Gendern: Was sich aus früheren Sprachdebatten lernen lässt](#). Deutschlandfunk, *Aus Kultur- und Sozialwissenschaften*, 29. Juli 2021.
- [2] Vgl. Mrozek, Bodo: [Wortmysterium "Jahresendflügelfigur"](#). [Wer sagt denn so was!](#) In: *Der Spiegel*, 25. Dezember 2006.
- [3] Zitiert nach ebd.

Zehn Argumente gegen das gesprochene Gendersternchen

Eine Kritik der Unkritisierbaren

Das gesprochene Gendersternchen beruht auf dem Anspruch einer Sprache, die alle anspricht. Diesem Anspruch wird es allerdings kaum gerecht. Wer genau hinhört, wird feststellen: Das genaue Gegenteil ist der Fall.



Breno Cardoso: Daumen runter (pexels.com)

1. Das Gendersternchen bringt Frauen zum Verschwinden.

Der Gedanke, dass ein Großteil des als "geschlechtsspezifisch" wahrgenommenen Verhaltens in Wahrheit auf sozialen Lernprozessen und Zuschreibungen beruht, ist fraglos eine wichtige geistesgeschichtliche Errungenschaft. Ihn sprachlich festzuschreiben, birgt jedoch die Gefahr in sich, dass ein wesentliches Anliegen des Gender-Diskurses konterkariert wird.

Anstatt Frauen zu ermutigen, sich aus dem Korsett enger Rollenzuschreibungen zu befreien, wird durch das Gendersternchen suggeriert, dass es gar keine Geschlechterpolarität mehr gibt. Dies erschwert es Frauen, die unter eben dieser Geschlechterpolarität leiden, sich gegen patriarchale Unterdrückungsmechanismen zur Wehr zu setzen.

So ist für die argentinische Bewegung *Ni una menos* (Nicht eine weniger – Jedes Frauenleben zählt!), die sich gegen die alltäglichen Frauenmorde in dem Land einsetzt, gerade die Betonung der Würde und des Werts jedes einzelnen *weiblichen* Lebens wichtig [1].

2. Das Gendersternchen verfestigt die implizit männliche Sicht auf biologische Prozesse.

Nicht nur auf der soziokulturellen Ebene können Frauen aus dem Kaschieren der Geschlechterpolarität massive Nachteile erwachsen. Noch drastischere Konsequenzen können sich hieraus in der Medizin ergeben. Wie die US-amerikanische Physikerin und Wissenschaftskritikerin Evelyn Fox Keller herausgearbeitet hat, ist die Biologie in weiten Teilen von einer männlichen Sicht geprägt. Hierdurch werden etwa Kampf und Konkurrenz gegenüber Empathie

und Solidarität in ihrem Wert für den Fortgang der Evolution überbetont [2].

In der Medizin führt die implizite Dominanz des männlichen Blicks dazu, dass die Diagnose von Krankheiten am männlichen Körper ausgerichtet wird. Dieser zeigt aber bei vielen Krankheitsbildern – wie etwa beim Herzinfarkt – ganz andere Symptome als der weibliche Körper [3].

3. Das Gendersternchen kaschiert die Kontinuität von Geschlechterrollenklischees.

Während das Gendersternchen suggeriert, dass die tradierten Geschlechterrollen der Vergangenheit angehören, betreiben gleichzeitig Sendungen wie *Germany's Next Topmodel* die Reduzierung der Frau auf den perfekten Körper.

Solange der männliche Blick auf den weiblichen Körper so ungeniert zum Maßstab der Betrachtung und Bewertung von Frauen gemacht wird, erscheint es vordringlich, den patriarchalen Klischeebildern mit alternativen Konzepten von Weiblichkeit entgegenzutreten. Dies wird erschwert, wenn die Frau hinter einem Unisex-Zeichen verschwindet. Im Endeffekt werden damit jene benachteiligenden Strukturen zementiert, die durch das Gendersternchen der Idee nach überwunden werden sollen.

4. Das Gendersternchen bringt den Menschen zum Verschwinden.

Das gesprochene Gendersternchen entspringt dem Bemühen, eine sprachliche Verlegenheit in Worte zu fassen. Weil das generische Maskulinum Frauen und Menschen, die sich keinem der beiden Ge-

schlechter zuordnen, zu missachten scheint, wird eine sprachliche Neuschöpfung an die Stelle der alten Bezeichnungen gesetzt.

Da diese Neuschöpfung allerdings nicht organisch gewachsen ist, strahlt sie den Charme einer Kopfgeburt aus. Anstatt – wie angestrebt – *alle* Menschen anzusprechen, spricht sie de facto *überhaupt keine* Menschen an. Weil die neue Sprachregelung von keiner Realität gedeckt ist, muss sie die Realität des Menschseins notgedrungen verfehlen. Aus konkreten Menschen mit einer Vielfalt von geschlechtlichen Zuordnungen wird so eine uniforme Masse von Neutren.

5. Das Gendersternchen führt zu einer Genitalfixierung der Sprache.

Um auszudrücken, dass Personenbezeichnungen alle Menschen gleichermaßen mitmeinen sollen, gibt es in der deutschen Sprache eine Reihe von Möglichkeiten: das substantivierte Partizip Präsens (Studierende, Forschende, Teilnehmende ...), Paraphrasierungen (die zu dem Fest Gekommenen) oder auch unpersönliche Satzformen (Wer an dem Fest teilgenommen hat, ...).

Das Ungenügen an all diesen Ausdrucksformen beruht darauf, dass sie nicht explizit auf Personen hinweisen, die sich weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zuordnen. Eben dieser explizite Hinweis hat aber zur Folge, dass statt der einfachen Charakterisierung von Personen über entsprechende Bezeichnungen stets die Aufmerksamkeit auf die geschlechtliche Zuordnung gelenkt wird.

6. Das Gendersternchen hebt eine Minderheit gegenüber anderen Minderheiten heraus.

Menschen mit einer nicht eindeutig männlichen oder weiblichen geschlechtlichen Zuordnung waren in der Vergangenheit häufig sozialer Stigmatisierung ausgesetzt und sind dies vielerorts auch heute noch. Diskriminierungen erfahren jedoch auch zahlreiche andere Minderheiten. So stellt sich die Frage, warum eine auf das Geschlecht bezogene Diskriminierung mehr sprachliche Aufmerksamkeit verdienen soll als andere Formen von Diskriminierung.

Wenn schon davon ausgegangen wird, dass eine politisch korrekte Personenbezeichnung zur Überwindung von Diskriminierung beitragen kann, müsste auch für Menschen, die aus religiösen, ethnischen, kulturellen, politischen, sozialen, körperlichen oder anderen Gründen benachteiligt werden, ein sprachliches Mahnmal geschaffen werden.

7. Das Gendersternchen hat eine Verunklarung der Diskurse zur Folge.

Da das Gendersternchen kein organisch gewachsener Bestandteil der Sprache ist, zieht es – insbesondere in seiner gesprochenen Variante – unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich. Dadurch aber tritt der Genderdiskurs auch dann in den Vordergrund, wenn es um ganz andere Themen geht.

Dies kann auch dem moralischen Impetus des Gendersternchens zuwiderlaufen. So grenzt es bei der verzweiferten Lage der Menschen im jemenitischen Kriegsgebiet fast schon an Zynismus, von Jemenit...innen zu sprechen. Menschen, die tagtäglich um ihr Leben

fürchten müssen, haben andere Probleme als den Genderdiskurs in den warmen Stuben der deutschen Schickeria.

8. Das Gendersternchen führt zu einer selektiven "linguistic correctness".

Die sprachliche Fleißübung, die das Gendersternchen den Sprechenden abverlangt, lässt sich kaum durchgehend bewältigen. Dies hat zweierlei zur Folge: Zum einen wird dem männlichen Teil der Bevölkerung großzügig der negative Teil der Personenbezeichnungen überlassen. Nationalisten, Terroristen oder Kinderschänder dürfen ruhig männlich sein, während Helfer...innen, Klimaschützer...innen und Weltretter...innen mit dem Gendersternchen geädelt werden.

Zum anderen ist bei zu häufigem Zwang zum pausierenden Gendergedenken mitten im Wort die Tendenz zur Abschleifung zu beobachten. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Pause dem natürlichen Sprachfluss allzu sehr widerspricht oder Lautveränderungen zur Folge hat. Ersteres trifft etwa für Pol...innen oder Hunn...innen zu, Letzteres für Libanes...innen oder Proband...innen, da in diesem Fall die Genderpause aus dem weichen einen harten Konsonant macht.

Die Abschleifungen haben zur Folge, dass de facto nur die weibliche Form übrig bleibt, Männer also nicht mehr mitgemeint sind. Daraus ließe sich dann aber gleich ein Prinzip machen, indem ganz bewusst mal die männliche und mal die weibliche Form verwendet würde.

Gerade diejenigen, die an einen unmittelbaren Einfluss des gesprochenen Wortes auf die soziale Praxis glauben, sollten diese Vorgehensweise der derzeitigen sprachlichen Genderwirklichkeit vorziehen. Wer nämlich Männern permanent die sprachliche A...-Karte

zeigt, riskiert damit eine self-fulfilling prophecy, durch die Männer sich am Ende mit eben jenen machohaft-unappetitlichen Verhaltensmustern identifizieren könnten, welche die Genderokraten ihnen doch eigentlich abgewöhnen möchten.

9. Das Gendersternchen hat die Qualität eines sprachlichen Put-sches.

Es entspricht den Umgangsformen einer saturierten Penthousefraktion, die sich durch sprachliche Korrektheit ihrer moralischen Überlegenheit versichert. Indem die Sprachkonventionen einer Minderheit ohne breiten gesellschaftlichen Diskurs der Mehrheit aufgezwungen werden, führt sich der demokratische, auf Gleichberechtigung abzielende Anspruch der neuen Sprachregelung selbst ad absurdum.

10. Das Gendersternchen hat eine sozial ausschließende Wirkung.

Hinter dem Gendersternchen steht die Verheißung einer Sprache, die alle anspricht. De facto ist jedoch genau das Gegenteil der Fall. Anstatt inklusiv zu wirken, entfaltet das Beharren auf den am Designertisch erdachten Sprachkonventionen eine dezidiert exklusive Wirkung.

Alle, die sich dem neuen Sprachdiktat nicht unterwerfen, werden als inhuman oder als geistig nicht auf der Höhe der Zeit abqualifiziert. Die angemähte Deutungshoheit hat damit auch eine soziale Distinktionsfunktion. Wer die zungenbrecherische Übung des gesprochenen Gendersternchens souverän bewältigt, verschafft sich damit eine Eintrittskarte zur gesellschaftlichen Elite. Auf die anderen wird mitleidig-verächtlich herabgeblickt.

Dies affiziert dann auch den Alltag jener Menschen, auf deren Prioritätenliste das Gendersternchen nicht an erster Stelle steht. Armut? Arbeitslosigkeit? Wohnungsnot? Wie old-fashioned! Was heute zählt, ist allein die gendergerechte Sprachakrobatik!

Nachweise

- [1] Herrberg, Anne: [Frauenmorde in Argentinien](#): NiUnaMenos – Kein weiteres Opfer! Deutschlandfunk, 8. März 2019.
- [2] Fox Keller, Evelyn: Das Leben neu denken: Metaphern der Biologie im 20. Jahrhundert, München 1998: Kunstmann (engl. *Refiguring Life: Metaphors of Twentieth-century Biology*, 1995).
- [3] Vgl. Schriber, Heidi: [Geschlecht und Medizin](#). In: Managed Care 4 (2005), S. 39 f.: Buchbesprechung (PDF; Rezension zu: Rieder, Anita / Lohff, Brigitte Lohff (Hg.): Gender Medizin. Geschlechtsspezifische Aspekte für die klinische Praxis. Wien 2004: Springer); speziell zu den unterschiedlichen Symptomen bei Herzinfarkten vgl. Wolfrum, Christine: [Herzinfarkt: Was bei Frauen anders ist](#). Apotheken-Umschau, 22. März 2018.

Im Irrgarten der Geschlechter

Über die biologistische Verzerrung des Gender-Konzepts

Das Bemühen um eine gendergerechte Sprache kann nicht losgelöst von dem zugrunde liegenden Gender-Konzept betrachtet werden. Dieses ermöglicht größere Freiräume beim Ausleben der geschlechtlichen Identität, indem es Letztere von sozialen Zuschreibungen trennt. In letzter Zeit droht dieser Effekt jedoch durch eine biologistische Festlegung auf Zwischenstufen geschlechtlicher Identitäten zunichte gemacht zu werden.



George Chakravarthi: Olympia (Standbild aus dem gleichnamigen Video), 2015 (Wikimedia commons)

Feminine Männer in den 1970er Jahren

Wer an Silvester in eine der "Größte-Hits-aller-Zeiten"-Shows reinschaut, wird schnell feststellen, dass da viel Musik aus den 1970er Jahren gespielt wird – was wohl nicht zuletzt daran liegen dürfte, dass sich vor dem Fernseher Oma und Opa an die wilden Partys ihrer Jugend erinnern, während die aktuelle Jugend ihre Wildheit gerade live auslebt.

Was bei den Hit-Shows sofort in die Augen fällt: Die Männer wirken femininer als heute. Oder, anders ausgedrückt: Sie haben weniger Probleme damit, sich zu ihrer femininen Seite zu bekennen. Am deutlichsten spiegelt sich das in den langen Haaren wider, die viele der damaligen Rock- und Pop-Stars im Rhythmus ihrer Musik durch die Luft schwingen.

Wer dann, neugierig geworden, ein wenig in Archivmaterial von gewissen Boulevardzeitungen stöbert, wird den seinerzeitigen Trend zum Langhaarschnitt bei Männern rasch bestätigt finden. Gleichzeitig fällt dabei auf, dass auf den Trend meist in abschätziger, ja verurteilender Weise Bezug genommen wird. Üblich waren etwa Wortverbindungen in der Art von "langhaarige Chaoten", "Unruhestifter" oder gar "Anarchisten".

So diskriminierend derartige Bezeichnungen auch waren – sie wiesen doch auf einen wahren Kern hin. Indem Männer sich damals durch ihre langen Haare zu ihrer weiblichen Seite bekannten, brachten sie ex- oder implizit ihre Kritik an der patriarchalen Gesellschaft zum Ausdruck. Deren erstarrter Ordnung wurde gewissermaßen das kreative Chaos eines matriarchalen Neuanfangs entgegengesetzt.

Das Stummelzöpfchen oder Die Zähmung der femininen Anarchisten

Heute ist von den langen Männermähen von damals allenfalls ein modisches Stummelzöpfchen übriggeblieben. Dieses lässt sich aber auch durch die freudianische Brille sehen – und wäre dann eher als unbewusste Anspielung auf eine recht unspektakuläre Männlichkeit zu deuten.

Worauf beruht dieser Wandel der Haarmode? Ist die Propagierung von mehr Weiblichkeit heute vielleicht einfach nicht mehr notwendig, weil das Weibliche zu einem bestimmenden Faktor in der Gesellschaft geworden ist?

Viele werden jetzt wohl nicken. In der Tat gibt es heute ja auch mehr Frauen an den Schalthebeln der Macht, die Entlohnung für Männer und Frauen hat sich weitgehend angeglichen, und es ist selbstverständlich geworden, dass Frauen auch in einstigen Männerdomänen "ihren Mann stehen" dürfen.

Dies ist allerdings nicht gleichbedeutend mit einer stärkeren Akzentuierung dessen, was seinerzeit als "weibliches" Element der patriarchalen Ordnung entgegengestellt worden war. Gemeint waren damit Aspekte wie Mitgefühl, Solidarität, Hilfsbereitschaft, Fürsorge oder Pflege.

Davon, dass diese Aspekte heute eine stärkere Rolle in Politik und Gesellschaft spielen als früher, kann keine Rede sein. Deshalb muss hier wohl zwischen der Macht der Frauen und der Wirkmächtigkeit des "Weiblichen" unterschieden werden.

Frauen-Power innerhalb des Patriarchats

Frauen haben heute deutlich mehr Einflussmöglichkeiten in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik als vor 50 Jahren. Das bedeutet aber nicht, dass die patriarchalen Strukturen abgebaut worden wären. Wenn Frauen heute zu Macht und Ansehen gelangen, so geschieht das innerhalb der patriarchalen Strukturen.

Die Kehrseite davon ist, dass Frauen, die als "weiblich" klassifizierten Tätigkeiten nachgehen, weiterhin unter gesellschaftlicher Benachteiligung zu leiden haben.

Dies wird deutlich, wenn man sich die unterdurchschnittliche Bezahlung in Berufen vor Augen führt, in denen Frauen die Mehrheit stellen. In der vergleichsweise niedrigen Entlohnung für Erzieherinnen oder Altenpflegerinnen drückt sich dabei auch die Geringschätzung für die von ihnen ausgeübten Tätigkeiten aus.

Gemischte Bilanz der Emanzipationsbewegung

So lautet die Devise heute nicht mehr: Stärkung des weiblichen Elements in der Gesellschaft! Überwindung des Patriarchats durch ein modernes Matriarchat! Sondern: Gleichberechtigung von Frauen innerhalb der patriarchalen Strukturen!

Der Emanzipationsdiskurs ist damit biologistisch geworden: Es geht nicht mehr darum, durch die stärkere Akzentuierung des "weiblichen" Elements eine solidarischere Gesellschaft zu schaffen, sondern lediglich um die Besetzung von Machtpositionen innerhalb der bestehenden Strukturen durch Frauen.

Dies kann zu mehr Freiheiten, aber auch zu einer Einschränkung von Freiheiten für Frauen führen. So wird von Frauen heute erwartet,

dass sie zum Familieneinkommen beitragen und als moderne Frau am Erwerbsleben teilnehmen.

Frauen, die sich zumindest bei Kleinkindern auf ihre Mutterrolle konzentrieren wollen, werden dagegen selbst von Geschlechtsgenossinnen belächelt – und am Arbeitsplatz mit untergeordneten Tätigkeitsbereichen abgespeist, wenn sie nach längerer Abwesenheit zurückkehren.

Die befreiende Kraft des Gender-Konzepts

Diese Entwicklungen haben auch dem Gender-Diskurs viel von seiner befreienden Kraft genommen.

Die Grundannahme dieses Diskurses lautete: Es gibt zwar eine Geschlechterpolarität. Aber der Großteil der Attribute, die mit den beiden Geschlechterpolen assoziiert werden, ist nicht durch biologische Gesetzmäßigkeiten vorgegeben, sondern sozial konstruiert.

Soll heißen: Es gibt keine biologische Determination für eine bestimmte Kleidung, für bestimmte Farben, für bestimmte Spielzeuge, Hobbys oder Berufstätigkeiten.

Eine solche Sichtweise nimmt der Geschlechterpolarität ihre strenge Gegensätzlichkeit. Stattdessen sind die beiden Geschlechterpole als zwei Endpunkte auf einem Kontinuum zu verstehen, innerhalb dessen sich das konkrete Geschlecht ausprägt.

An welcher Stelle innerhalb des Kontinuums eine Person sich einordnet, mag hormonell vorbestimmt sein. Alle können jedoch mit ihrer naturgegebenen Konstitution frei umgehen und so auch Erfahrungen auf der anderen Seite des Geschlechterkontinuums machen.

Unreflektiertes Festhalten an Geschlechterrollenstereotypen

Das Gender-Konzept eröffnet so einen großen Freiraum im Umgang mit der eigenen geschlechtlichen Identität. Statt auf eine einzige Geschlechterrolle festgelegt zu sein, können immer wieder andere Geschlechterrollen ausprobiert werden. Und die jeweils angenommene Geschlechterrolle ist auch nicht auf ein starres Bündel an Normen für Verhalten und Erscheinungsbild festgelegt, sondern kann individuell variiert und um Elemente anderer Geschlechterrollen ergänzt werden.

Diese Freiheiten genießen heute bei weitem nicht die gesellschaftliche Akzeptanz, wie der Kulturkampf um das Gendersternchen vermuten lässt. Frauen haben bei der Anpassung an den patriarchalen Dresscode zwar relativ große Freiräume. Ein Mann aber, der heute mit langen Haaren, Kleid und rosa Bluse durch eine Fußgängerzone schlendert, wird als Frau wahrgenommen werden – sofern er nicht als "Tunte" diffamiert wird.

Dies zeigt, dass es auch heute noch bestimmte Attribute gibt, deren Einordnung als "weiblich" oder "männlich" auf rein sozialen, biologisch nicht begründbaren Konventionen beruht.

Deterministische Biologisierung des Gender-Diskurses

So wird heute einerseits an tradierten Geschlechterrollenstereotypen festgehalten. Andererseits hat sich aber auch die Vorstellung einer Relativität der Geschlechterpolarität durchgesetzt.

Die Kombination von beidem führt dazu, dass das kreative Ausleben der eigenen geschlechtlichen Identität erschwert worden ist. Stattdessen wird heute erwartet, dass man sich einer der unzähligen Ka-

tegorien zuordnet, die es heute für die geschlechtliche Identität gibt.

So ist auch hier der Diskurs biologistisch geworden. Die geschlechtliche Identität erscheint heute nicht mehr als Punkt auf einem Kontinuum innerhalb der Geschlechterpolarität, der von den Einzelnen flexibel interpretiert und gehandhabt werden kann.

Zwar wird von einer Vielzahl geschlechtlicher Identitäten ausgegangen. Diese werden jedoch als quasi-genetisch vorgegeben gedacht. Anstatt sich selbst eine Identität geben zu können, muss diese daher "entdeckt" und nach außen hin vertreten werden. Dies senkt auch die Schwelle für Geschlechtsumwandlungen – die allerdings weit schwerer rückgängig zu machen sind, die Betroffenen also weit stärker in der einmal gewählten geschlechtlichen Identität einmauern.

Kreatives Spiel mit der geschlechtlichen Identität

Natürlich gibt es Grenzfälle, in denen geschlechtliche Identität und körperliche Konstitution einander so stark widersprechen, dass sie nur durch einen operativen Eingriff wieder in Einklang gebracht werden können. In den allermeisten Fällen wäre es aber hilfreicher, schlicht einen größeren Freiraum beim Ausleben der eigenen geschlechtlichen Identität zu haben.

Dies gilt in besonderem Maße für Jugendliche. Die Pubertät ist – im Wortsinn – eine Zeit des tastenden Ausprobierens, der unsicheren Suche und des spielerischen Entdeckens. Dies schließt "Seitenwechsel" und die Offenheit für verschiedene Formen geschlechtlicher Erfahrungen ein.

Dabei ist es wichtig, die Jugendlichen im kreativen Ausmessen dieser Freiräume zu bestärken. Nur so können sie jenes Bewusstsein

für den eigenen Körper gewinnen, auf dessen Basis sie ihre geschlechtliche Identität entwickeln können. Ein starres biologisches Kategoriensystem ist dafür alles andere als hilfreich.

Zum Abschluss:

Kernthesen für eine politisch korrekte Sprache

1. Entscheidend sind nicht die gewählten Begriffe, sondern die Einstellungen gegenüber den Menschen, die damit bezeichnet werden. Es ist deshalb wichtig, die Bemühung um eine nicht-diskriminierende Wortwahl mit einer aktiven Bekämpfung von Vorurteilen zu verknüpfen.
2. Jeder Begriff unterliegt Abnutzungstendenzen und steht in der Gefahr, mit abwertenden Assoziationen infiziert zu werden. Als Mittel dagegen empfiehlt sich eine differenzierende, abwechslungsreiche Wortwahl, die stets den konkreten Menschen durchscheinen lässt, anstatt ihn hinter einer formelhaften Sprache zu verstecken.
3. Wichtiger als die korrekte Begriffswahl ist das unterstützende Handeln. Wer sich nicht konkret für unter Diskriminierung leidende Menschen engagiert, hilft ihnen auch nicht, indem er sich eine politisch korrekte Wortwahl für sie ausdenkt. Dies birgt vielmehr die Gefahr in sich, dass eine Art „verbaler Ablass“ entsteht, dass man sich also mit einer vermeintlich „sauberen“ Wortwahl von der realen Hilfe für andere freikaufte.
4. Der erzieherische Wert einer sprachlichen political correctness ist äußerst zweifelhaft. Die bemühte Einführung nicht organisch gewachsener Begriffe kann vielmehr auch den gegenteiligen Effekt haben. Der ständig verbal erhobene Zeigefinger kann eine Trotzreaktion auslösen, bei der am Ende nicht nur die korrekten Begriffe abgelehnt werden, sondern auch jene Humanität, die sie der Idee nach fördern sollen.